Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 38 (1978)

Heft: 5

Artikel: "Kennst du Chur?" : die Pest in Chur

Autor: Cantinei, Domenic

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-356586

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Pest in Chur

Hier drängt sich sogleich ein gewisser Vergleich mit den Brandkatastrophen auf. Wie dort, waren auch bei den ausgebrochenen Seuchen des späten Mittelalters schreckliche Verheerungen die Folge völlig ungenügender Abwehrmittel.

I. Die Pestjahre des 16. Jahrhunderts

Aufschlussreiche, zuverlässige Seuchenberichte vor der Reformationszeit liegen so wenige vor, dass besser von einer Beschreibung abgesehen wird. Glücklicherweise hat uns Ulrich Campell, ein Zeitgenosse des Churer Reformators Joh. Comander, durch seine Aufzeichnungen in die Lage versetzt, ein entfernt verständliches Bild über diese Jahre des Entsetzens zu bekommen. Zwar ist uns nicht klar, wie in unserem kleinen, kaum 2000 Seelen zählenden Städtchen eine solche Streblichkeit überhaupt möglich war. Seinen Berichten entnehmen wir nämlich folgende Zahlen:

1550: 1300 Verstorbene
1556: 1400 Verstorbene
1560: 1400 Verstorbene (Juni bis Martini)
1566: 1300 Verstorbene

Eine genaue Bezeichnung der verheerenden Krankheit war damals nicht möglich; deshalb berichten alle Chronisten wohl von ihrem Auftreten und ihren Opfern, nennen aber die Seuche einfach: die Pest.

In Chur brach sie im Juni 1550 aus. Unter den vielen Toten beklagte man auch J. Comanders treuen Amtsbruder in der Regulakirche, Joh. Blasius. Als Seelsorger besuchte Comander häufig Pestkranke. Die Befürchtung, die Pest dadurch auch in seine Familie zu bringen, lag nahe; deshalb fasste er den Entschluss, sein achtjähriges Töchterchen Sarah nach Zürich in Sicherheit zu bringen. Er wandte sich an seinen dort wirkenden, von ihm hochverehrten Amtsbruder und Freund Hch. Bullinger und schrieb ihm am 14. Juli 1550:

«Gnade und Friede von Gott. Lieber Bruder, ich sende Dir meine Tochter, ein Mädchen von acht Jahren, das seine Mutter verloren hat. Ihr Oheim begleitet sie. Ich vertraue hiebei so sehr auf Deine Güte, dass ich Dir fast als unbescheiden erscheinen muss. Verzeih es mir angesichts dieser unheilvollen Zeit. Bei uns wütet die Pest wie seit Menschengedenken noch nie. Meine Tochter und ihr Oheim, der sie nach Zürich führt, haben unsre Stadt seit mehr als 30 Tagen gemieden. Sie hielten sich beide in einem Maiensäss ob Chur in reiner, gesunder Luft auf. Nicht einmal Kleidungsstücke habe ich ihr aus meinem Haus mitgegeben, damit ja niemand durch dieselben angesteckt werde. Sollte ich von der Pest erfasst werden und sterben, so wird der Onkel meiner Frau, der Bürgermeister Luzius Heim, die Rechnung bezahlen. Niemand soll zu Schaden kommen.»

In einem zweiten Brief, zwei Wochen später verfasst, berichtet Comander vom Tode des Joh. Blasius und fährt fort:

«Der Schmerz lässt mich kaum reden. Der treue Mitarbeiter ist am 18. Juli in Gott entschlafen. Die ganze Kirchgemeinde trägt um ihn Leid. Er hinterlässt vier Kinder, zwei ältere Knaben, Paulus und Titus aus

erster Ehe, einen zweijährigen Knaben und ein etwa einjähriges Mädchen aus zweiter Ehe.»
«Wir können es leider nicht anders, da wir über unsre Kräfte heimgesucht werden. Die Pest wütet grässlich. Herrliche, junge Menschen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, werden durch die Seuche wie durch einen Wirbelwind hinweggerafft. Es ist entsetzlich. Zehn Tage lag auch ich darnieder, wenn schon nicht gerade schwer.»

In späteren Briefen Comanders heisst es noch:
«Dein Schreiben, liebwerter Bullinger, habe ich empfangen. Das Unglück will uns über den Kopf wachsen. Unsere Besten, die treuesten Förderer der evangelischen Frömmigkeit, sterben dahin. Tausend Särge haben wir innert kürzester Frist aus unserm kleinen Städtchen hinausgetragen. Fast die ganze Jugend, der Schmuck unserer Stadt, ist auf dem Friedhof (Scaletta). Viele unserer Mitbürger haben in der Flucht ihr Heil gesucht. Aus den verseuchten Häusern wollen die Kaufleute, die nach Zürich reisen, nichts annehmen.»
«Ich höre nicht auf, liebster Bruder, Dich mit meinen Briefen zu belästigen. Paulus, des Blasius Sohn, ist nämlich nach Hause gekommen und nach wenigen Tagen der Pestseuche erlegen. Titus, von Zürich herkommend, fand ihn auf dem Krankenlager. Am Martinstage nachts schloss er die Augen. Siebzehn Tage nach dem Heimgang seines Bruders starb auch Titus.»

Inzwischen war die Pest des Jahres 1550 erloschen. Das kleine Mädchen Sarah Comander kehrte nach Chur zurück; ihr Vater setzte berechtigte Hoffnungen in sein lerneifriges, munteres Töchterlein. Was wurde aus ihr? Fünf Jahre später, am 27. August 1555, musste Pfarrer Gallizius nach Zürich berichten, dass Comanders Tochter von der wieder ausgebrochenen Pest erfasst und daran gestorben sei. Dieser Schlag war zu hart; anfangs 1557 starb auch der Churer Reformator.

II. Die Pest während der Bündnerwirren

Etwa 70 Jahre lang blieb unsere Gegend von weiteren, grossen Seuchenzügen verschont. Doch 1622 tauchte erneut eine Epidemie auf, die zweifellos von der fremden Soldateska eingeschleppt worden war. Unter der österreichischen Besatzung in Chur und Maienfeld war die sogenannte «ungarische Krankheit», heute *Flecktyphus* genannt, ausgebrochen. Man berichtete, dass von den 3000 Mann an Truppen nur 400 verschont geblieben seien. Viele konnten erst nach längerer Zeit begraben werden, nachdem sie tagelang auf den Strassen geblieben waren.

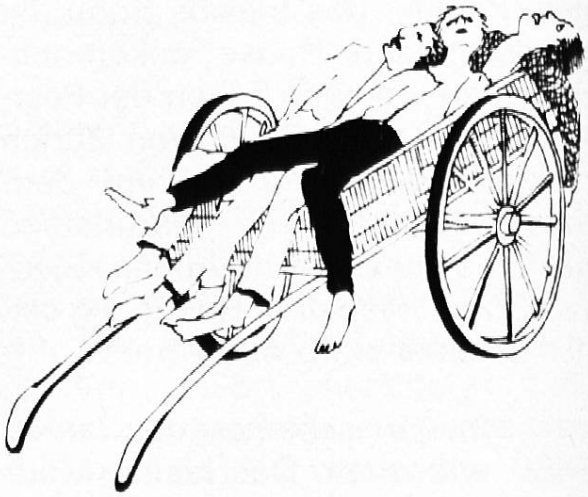
Auf das schlimme Jahr 1622 folgte wegen schlechter Ernte ein Hungerwinter ohnegleichen, in dessen Verlauf gekochtes Heu auf dem Tische willkommen war und gefrorene Rüben geradezu als Leckerbissen galten.

Sechs Jahre später brach die Pest erneut aus; man bezeichnete sie als die *Beulenpest,* die von 1629 – 1631 in ganz Graubünden schrecklich wütete; an die 20 000 Menschen sollten daran gestorben sein.

Szene aus dem Nicolai-Festspiel

Auch der Churer Stadtpfarrer Georg Saluz, eine mutige, kräftige Gestalt aus jener schicksalsschweren Zeit, war unter den Opfern zu beklagen.

Der Kulturhistoriker und Dichter Joh. Andr. v. Sprecher, der übrigens im Höhepunkt seines literarischen Schaffens in der Churer Obergasse wohnte, schildert diese Pestzeit und ihre Auswirkungen in Chur folgendermassen:
«Die erste Ortschaft, welche von der Pest befallen wurde, war Chur. Hier brach sie laut dem Kirchenbuche am 11. September 1628, also lange vor dem Einmarsche von Merodes Armee, im Hause des Stadtvogts They, und zwar an dessen kleinem Kinde aus und raffte bis im November, wo sie erlosch, 36 Personen hinweg; sie trat demnach anfänglich ziemlich mild auf, und es hatte den Anschein, als ob sie sich mit diesen wenigen Opfern begnügen wolle. Welche Massregeln damals der Stadtrat traf, um der Verbreitung der Krankheit zu wehren, ist leider nicht zu ermitteln, da im Ratsprotokoll bis zum März 1630 eine bedeutende Lücke ist.



Am 13. September 1629, wo sie eine Inwohnerin des Weissen Kreuzes befiel, trat die Seuche, die in anderen Gegenden schon seit dem Juni grassierte, von neuem, und zwar mit schreckerregender Heftigkeit auf: Es starben innerhalb der 14 Wochen vom 13. September bis Neujahr in der Stadt selbst 931, zu Masans 67 und auf dem Hof 12 Personen, zusammen 1010; an andern Krankheiten waren bis dahin 104 Personen gestorben, sodass also die Gesamtzahl der Toten 1114 betrug, und mit Abrechnung der zahlreichen Geborenen die Bevölkerung in diesem einzigen Jahre sich um 988 Seelen, wahrscheinlich um mehr als die Hälfte sich vermindert hatte. Pfarrer Lorez, welcher, wie im Jahre vorher, bald nach dem Ausbruche der Seuche mit seiner Familie ins Lürlibad geflüchtet war und von hier aus seine Pfarrei versah, während sein Kollege — Gevatter Jörg nennt ihn Lorez —, der bekannte riesenstarke Pfarrer Gg. Saluz, nicht bloss als Seelsorger, sondern auch als Arzt in der Stadt zurückblieb, hat im Kirchenbuch folgende Angaben gemacht:

«Laut einer Vormerkung im Protokoll des folgenden Jahres wurde es von Woche zu Woche schwieriger, Arbeitsleute zu bekommen, um die Särge zu machen und die Toten zu begraben. Die letzteren scheint man, einer Sage zufolge, anfänglich auf dem Scalettafriedhof, bald aber beim Totengut (dem heutigen Krematorium), und zwar ohne Särge begraben zu haben. Auch in Weingärten und Äckern in der Umgebung der Stadt, z. B. bei St. Margrethen, fand man in neuester Zeit Totengebeine, ohne alle Holzreste,

von denen manche der Schädelform nach fremdem Volke, wahrscheinlich österreichischen Soldaten von Merodes Armee angehört haben mögen, deren eine grosse Zahl auch in Chur von der Pest hinweggerafft wurde. Anfänglich läutete man bei den Begräbnissen mit der Scalettaglocke, dann aber, vielleicht um die Entmutigung nicht zu vermehren, nur noch mit der Nachtglocke, wenn um diese Zeit die Leichen auf Karren hinweggeführt werden. An Ärzten herrschte begreiflicherweise der grösste Mangel; es sind uns aus jener Zeit nur drei derselben bekannt geworden: Dr. Bottagiso von Cläfen, Zach. Beeli von Belfort und Pfr. Saluz. Was vermochten aber alle Anstrengungen dieser drei Männer gegen eine Seuche, die in der Zeit ihrer heftigsten Wut täglich 20 bis 25 Opfer forderte!»

In seinem Roman «Die Familie de Sass», der sozusagen eine Fortsetzung der «Donna Ottavia» ist, schreibt der gleiche Dichter darüber, wie sich die Menschen der grassierenden Seuche zu erwehren suchten. Dass er sich dabei weitgehend auf Tatsachen stützt, bestätigt er in seinem Vorwort, wo es heisst: «Es soll hier ausdrücklich bemerkt werden, dass die Schilderungen des

«Pestlaufs», obgleich zum Teil auf Volkssagen und Familienüberlieferungen, doch vorwiegend auf geschichtlichen Tatsachen, wie ich sie obrigkeitlichen Protokollen und Missiven oder brieflichen Privat-Mitteilungen aus jener Zeit entnommen, begründet sind.»

Dem erwähnten Roman sei der folgende, aussagekräftige Abschnitt entnommen:
«Man liess zwar, selbst von der Kanzel herab und in den Zunftstuben, Bruchstücke aus dem Zürcherischen Pestbüchlein, das im vergangenen Jahr neu aufgelegt worden war, verlesen und das Büchlein selbst verkaufen. Es enthält eine Menge von Vorschriften, die man meist nicht anders als zweckdienlich nennen kann und welche zum Teil auch von den heutigen Ärzten würden empfohlen werden. Es warnt vor der Fortsetzung lasterhafter Gewohnheiten, Unmässigkeit im Essen, «vor Most und Sauser, auch dicken und trüben Weynen, vor Traurigkeit, Forcht und schräcken», empfiehlt «Reinhaltung des luffts in kameren und Stuben, besonders Morgens und Abends, so die dicken stinkenden Näbel vorhanden, Räucherungen mit Räckholderholz und -beerinen, mit Rauchzäpflin, so man in den Apotheken gemacht findet», und das mässige Trinken von «Wurmetwyn, Rossmarinwyn, Salbinen und Zitronen, auch Alatwyn.» Geht man aus dem Hause, so soll man Angelica, Pimpernell, Zitwenwurz und dergleichen in den Mund nehmen und kauen, und wer vollends sich zu Pestkranken begiebt, thut wohl daran, vorher die Nasenlöcher und Pulsadern mit Rautenessig oder Essenz (mit Angelica destilliert) zu bestreichen. Wenn dann daneben sehr fleissiges Aderlassen und Purgieren gerühmt wird, so mochte das in einer Zeit, wo reichliches Essen und Trinken an der Tagesordnung war und dickes Blut erzeugte, am Platze sein; unsere heutigen Ärzte würde diese Mittel nur mit grosser Vorsicht anwenden.

Ohne Zweifel werden diejenigen Vorschriften aus jenem Pestbüchlein, welche ohne Mühe und ohne grosse Opfer an Gelüsten befolgt werden konnten, von den Meisten auch benutzt worden sein, während man sonst sich schwer entschliessen mochte, von seinen alten Gewohnheiten abzulassen. Dieser Umstand und der grosse Mangel an Ärzten und Arzneien erklärt die ausserordentlich grosse Zahl der Gestorbenen, die an vielen Orten, auch in Chur, mehr als die Hälfte, ja in manchen Gegenden zwei Dritteile der gesamten Bevölkerung betrug!»

Es ist verzeihlich und leicht verständlich, dass die damaligen «Chirurgen, Scherer und Bader», die in der Pfisterzunft in dreijähriger Lehrzeit ausgebildet wurden, gegen die Pest nichts ausrichten konnten. Sie konnten zu Ader lassen, schröpfen, salben und binden; damit war ihre Kunst beendet. Während der Pestzeit um 1550 wirkte in Chur der

Stadtarzt Zacharias Beeli; Campell nennt ihn bekanntlich die «Zierde der Stadt».

1541 erfahren wir erstmals über eine Verfügung der Stadt, die das Verhalten in Pestzeiten betrifft. Sie bestimmt, die Pestkranken abzusondern und die Stadt von Düngerhaufen und anderem Unrat zu reinigen. 1629 wurde den Kranken verboten, das Haus zu verlassen. Wer dieses Verbot missachtete, wurde vom Totengräber kurzwegs in den Schelmenturm «versorgt». 1630 und später wurde der Verkehr mit pestverdächtigen Orten und Personen bei strenger Strafe verboten, der Transitverkehr und das Schulehalten zeitweise eingestellt, die Abhaltung der Jahrmärkte untersagt oder eingeschränkt. 1635 befahl der Rat, Pesthäuser zu bauen und in der Obertorer Au vorsorglich Barakken zu erstellen. Aus späteren Pestjahren ist ähnliches überliefert.

In den späteren Jahrzehnten wurde es endlich ruhiger und die Seuchenzüge seltener. Einzig die *Pocken* vermochten um 1790 nochmals verheerend einzugreifen und besonders unter den Kindern grosse Lükken zu reissen.

Abschliessend sei hier noch eine treffende Sage beigefügt, von Dr. Karl Lendi in echter Churer Mundart erzählt.

Ds schwära poppi

I muass-ni tenk arklära, was a poppi isch. Poppi odar poppali sait ma z'Khur da kliina kindar. Nussa: Amool sind zwai härra uff Khur inna gritta. Do gsiat d'r aint untar ara studa a härzigs, kliins poppali ligga, ganz allai in siina wiissa windla dinna. Är kriagt arbarma mit dem kröttli und sait sinam rittknächt: «Stig ab und hool das poppi. Miar nemmans mit und genns in d'r stadt anara frau; dia khann denn luaga, öb aswär dem kind noofrogt.» D'r dienar stigt ab und will das gööfli ufnee. Abar dä khann pischta und lupfa und probiera, as nützt allas nüüt; är bringt das poppali nitt vum fläck. Natüürli hätt das dia baida härra gruusig wundar gnoo, wass mit dem kind loos sei. Dar andar knächt hätt au abstiiga müassa und am erschta hälfa. Nitt amool varrutscha henn baidi das gööfli khönna. Uff aimool, wo dia zooga und glupft henn, do fangt das kind a reeda: «Lönmi ligga, wonni binn, iar khönnan mi doch nit vumm bodan-n-uuflupfa. Abar eins sägi eu: «Hüür gitts a ganz guats joor mitt viil khora, opscht, nüss und truba. Abar nu ganz weenig menntscha tüans arläba.» Und mitt denna wort isch as niana mee umma gsi. Glaubandar mars, wia do alli vier arschrocka sinn? Und – wia d's kind gsait hätt, isch as au khoo. Truba und nüss und öpfal und khora hätts gee wia no nia. Abar au d'pescht isch khoo, dia furchtbaar krankat, und viil, viil hundart menntscha sinn krank khoo und henn müassa stärba . . . . .